

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Nur umbelegte eingekaufte Manuskripte über-
nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Verlag und Druck von Rudolf Wolff in Berlin.

Zwei französische Kavalleriedivisionen geschlagen

Amlich. Großes Hauptquartier, 11. Oktober, abends. (W. T. V.)
Westlich Lille ist von unserer Kavallerie am 10. Oktober eine
französische Kavalleriedivision völlig, bei Hazebrouk eine
andere französische Kavalleriedivision unter schweren Verlusten geschlagen
worden.

Die Kämpfe in der Front führten im Westen bisher zu keiner
Entscheidung.

Ueber die Siegesbeute von Antwerpen können noch keine Mit-
teilungen gemacht werden, da die Unterlagen erklärlicherweise noch fehlen. Auch
über die Anzahl der Gefangenen, über den Uebertritt englischer und belgischer
Truppen nach Holland liegt kein abschließendes Urteil vor.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden im Norden alle Angriffe
der ersten und zehnten russischen Armee gegen die ostpreussischen Armeen
von diesen am 9. und 10. zurückgeschlagen. Auch ein Umfassungs-
versuch der Russen über Schirwind wurde abgewiesen, dabei wurden
1000 Russen zu Gefangenen gemacht.

In Südpolen erreichten die Spitzen unserer Armeen die Weichsel.
Bei Grojec südlich Warschau fielen 2000 Mann des 2. sibirischen Armeekorps
in unsere Hände.

Russische amtliche Nachrichten über einen großen russischen Sieg
bei Augustow - Suwalki sind Erfindung. Wie hoch die amtlichen
russischen Nachrichten einzuschätzen sind, zeigt die Tatsache, daß über die gewaltigen
Niederlagen bei Tannenberg und Jüterburg keine amtlichen russischen Mitteilungen
veröffentlicht sind.

Angefahr 30 000 Belgier und Engländer außer Kampf gefesht.

13 000 belgische und englische Soldaten in Holland
entwaffnet, 20 000 bei den Kämpfen gefangen genommen.
(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten)

H. Bissinger, 11. Oktober.

Von Koosendaal bin ich heute in einem Flüchtlingslager
nach Bissingen gefahren. Die Belgier sind natürlich sehr er-
regt gegen die Deutschen, gelegentlich hört man aber auch
Verwünschungen gegen die Franzosen und Eng-
länder, die die Belgier im Stich gelassen haben. Auf
der Fahrt besuchten wir Jüge mit belgischen
Soldaten. Der Bissinger Bahnhof gleicht einem Lager
von belgischen und englischen Soldaten. In
der Stadt sind 8000 Flüchtlinge untergebracht und etwa
13 000 entwaffnete Soldaten. Trotzdem behauptet
die englische Admiralität, der Kommandant der belgischen
Armee habe sich „zur Zufriedenheit“ vollzogen. Auch der
Abzug der Engländer sei gelungen. Heute nacht sollen
wiederum von Bissingen Jüge mit entwaffneten Sol-
daten in das Innere des Landes abgehen. Es kann nicht
genügend hervorgehoben werden, mit welcher Ausopferung
die Holländer die Flüchtlinge behandeln. Diefelbe her-
vorragende Behandlung, die sie bei Ausbruch des
Krieges den deutschen Flüchtlingen angedeihen ließen, wird
den Belgiern zuteil. Auf die Proklamation zur Rückkehr
von Engländern hin, in der die Belgier alle Rechte ver-
aufgebend werden und in der ihnen alle Rechte ver-
weigert werden, ist wohl eine Anzahl Flüchtlinge von der
Grenze zurückgeführt. Die wohlhabenden Belgier kehren
aber vorerst die Rückkehr entschieden ab.

2. Amsterdam, 11. Oktober.

Die Zahl der von den Deutschen bei den letzten Kämpfen
gemachten Kriegsgefangenen wird von den Bel-
gieren auf 20 000 angegeben. In belgisch-flandrischen
Landen sind übrigens auch 48 deutsche Ulanen interniert,
die vermutlich bei der Verfolgung der fliehenden Belgier
und Engländer die Grenze überschritten. Unter den ent-
waffneten englischen und belgischen Sol-
daten befindet sich eine Anzahl höherer Offiziere,
darunter ein englischer Divisionsgeneral. In
Flandern und Brabant, dicht an der holländischen Grenze,
sind wiederholt erneut Geschieße zwischen Abteilungen
beider Armeen statt. (Von anderer Seite wird die Ziffer

13 000 für die auf holländisches Gebiet übergetretenen
Soldaten für übertrieben erklärt. D. Med.)

Die Flucht der drei englischen Marinebrigaden von Antwerpen.

Eine Brigade durch die Deutschen nach Holland gedrängt,
zwei nach Ostende geflohen.
(Telegramm unseres Korrespondenten)

2. Rotterdam, 11. Oktober.

Die britische Admiralität gibt laut telegraphischer
Meldung aus London folgendes bekannt: Auf Ge-
sundung der belgischen Regierung sind Marinegruppen ab-
geschickt worden, um in der letzten Woche an der West-
küste von Antwerpen teilzunehmen. Sie bestanden aus einer
Brigade Seesoldaten, zwei Brigaden Ma-
rosen und einer geringen Anzahl schwerer Schiffs-
geschütze. Das belgische Meer und die Marinebrigade
verdrängten die deutsche Flotte bis zum 5. Oktober.
Dienstag abend aber wurden die Belgier auf dem rechten
Ufer und die Seesoldaten zum Zurückweichen
genötigt. Die Verteidigung lag sich auf die inneren Forts
zurück. Dadurch kam der Feind in die Lage, Batterien
aufzustellen und die Stadt zu beschießen. Die Briten ver-
loren auf dem Ufer durch Landgraben keine drei-
hundert Mann von achttausend. Die Verteidigung
hätte länger fortgesetzt werden können, aber nicht so lange,
bis Verstärkungen zum Entsatz hätten herankommen können.
Donnerstag begann der Feind seinen starken Druck auf
die Verbindungslinie bei Loteren auszuüben. Durch die
Uebermacht wurden die Belgier ständig zurückgedrängt.
Unter diesen Umständen beschloß nunmehr der englische
Befehlshaber, die Stadt zu räumen. Die
Engländer erboten sich, den Rückzug zu decken.
General de Guise wünschte aber, daß sie vor der letzten
belgischen Division abgehen. Nach einem langen Nach-
marsch nach St. Gilles kamen zwei von drei
Brigaden in Sicherheit an. Der größte Teil der
ersten Marinebrigade wurde aber von den
Deutschen nördlich von Loteren abgeschnitten.
2000 Offiziere und Mannschaften erreichten die hol-
ländische Grenze bei Schyvo, wo sie entwaffnet
wurden. Die Panzerzüge und die schweren Marinekanonen
wurden sämtlich nach Ostende gebracht. Der Rückzug
des belgischen Heeres wurde mit Erfolg ausgeführt. Der
Rückzug der Division englischer Marineoffiziere und des
belgischen Heeres wurde von Gent aus durch zahlreiche
englische Hilfstruppen gedeckt.

Die Einnahme von Antwerpen.

Im Feuer vor Antwerpen. - Die Beschießung der Stadt.
Das erkorbene Mechtel.

(Von unserem zum westlichen Kriegsschauplatz
gesandten Spezial-Korrespondenten.)

□ Großes Hauptquartier, 9. Oktober.

Die Entwicklung des Krieges hatte die deutsche Heeresleitung
vor die Aufgabe gestellt, Antwerpen zu belagern und den Kampf
mit dieser starken Festung aufzunehmen. Abgesehen von dem eminent
wichtigen Stützpunkt, den man durch Antwerpen weiterhin haben
wird, war der rechte Flügel im Rücken der deutschen Kräfte immer
gefährdet durch die in Antwerpen konzentrierte belgische Armee. Die
Operationen waren gehindert, und so wurde die schwere Aufgabe in
Angriff genommen.

Die Befestigungen Antwerpens sind mittlerweile hinreichend be-
kannt geworden. Mit seinen siebenundvierzig, zum Teil vollständig
modernen Forts, deren Außenlinie 15 bis 20 Kilometer vorgeschoben
ist, war Antwerpen fraglos eine der stärksten
Festungen der Welt. Durch riesige Schließenanlagen konnte
ferner noch das Gebiet zwischen den äußeren und inneren Forts auf
viele Quadratkilometer unter Wasser gelegt werden. Dann war noch
ein natürlicher Abschluß nach Süden durch die Rhee-
gebüde, die als Nebenfluß der Schelde einen wertvollen Schutz be-
deutet. Der Fluß ist ziemlich reißend und an vielen Stellen über
50 Meter breit. Er ist mit einem reichen Kanonetz, für das
Niederflurwaffen geeignet nutzbar gemacht worden, so daß
unseren Belagerungsgruppen eine Riesenaufgabe bevorstand. Jeder
Zoll des so gut befestigten Bodens mußte erkämpft werden. Von dem
südwestlich vorgeschobenen Fortmante bis nach dem starken
Fort Pierre, das im Südosten unannehmbar fest, war es ein
gigantisches Ringen.

Ein Blick auf die Schlachtfelder um Antwerpen
zeigt die Größe der Schlachten und die eiserne Bitterkeit, mit der
hier vorgegangen werden mußte. Die Forts Boortmeerbeek,
Deber, Beerbergen, Buefen, Melbroeck, Campen-
hout, Giewicht, Wespelaar und Odersceel sind größtenteils
zerstört. Sind in wilden Artilleriefeuer heruntergeschossen
worden. Andere Fortanlagen mußten niedergelegt werden, um die
Feuerlinie frei zu machen. Die ausgefallenen Werke, die aufgerissenen
Gräben und zertrümmerten Felder sind Zeugen von dem Bluten
und Ringen, das hier die Herzen und die Erde erschütterte.

Am Dienstag, den 6. Oktober, führten wir nach dem Fort
Waelhem, das in der Nacht zum 2. Oktober genommen worden
war. Mittlerweile aber hatten die Belgier aus ihren Umstellungen
heraus das Feuer wieder auf das genannte Fort eröffnet, und
gerade, als wir ankamen, setzte ein lebhaftes Granat- und
Schrapnellfeuer auf das Fort und die deutschen Vorstellungen
ein. Es war ein Augenblick von unbeschreiblicher Größe.

Auf der Chaussee nach Waelhem, nördlich von Waelhem, zeigte sich
das Bild der Schlacht. Soldaten die nachts im Gefecht waren,
kamen müde und ganz mit Blut bespritzt zurück. Zwei Kilo-
meter vom Fort stand ein frisches Bataillon, das in Stellung gehen
sollte. Anscheinend hatten die feindlichen Beobachtungsstände dieses
Bataillon gefolgt, denn plötzlich schloß und trachtete es in der Luft,
und hoch oben pfliffen die Schrapnells und zerplatzten in weißen
Wälfchen.

Unser Auto wurde durch den Bataillonkommandeur aufgehalten,
der uns kategorisch verbot, nach weiter nach vorn zu fahren. Da der
Bogen mit dem uns fährten Major aber schon im weichen Dampf
der Schrapnells verschwunden war, standen wir fahrlos mitten in
den feindlichen Truppen. Wir mußten den Anschlag an unserer
Fahrerwagen auf jeden Fall suchen und auf dringendes Verlangen
ließ man unseren Wagen über die Chaussee dem Feuer entgegen-
fahren. Wir fanden den Anschlag nicht. Als wir, kurz vor dem
Fort, bei den vordersten Schützengraben anlangen, wurde das Feuer
stärker. Wir vertieften das Auto und luden Ladung in einem
Unterstand, wo ein Hauptmann uns aufnahm und uns bereitwillig
im schützenden Graben einen Platz einräumte.

250 Meter vor uns das Dorf Waelhem, das gerade durch
feindliches Granatfeuer in Brand geschossen wurde. Trüben,
auf dem Fort, hallerte die Kriegsschlage der belgischen Marine.
Am Fort selbst stand unter Major mit der ersten Staffel, die unge-
hindert, in rasendem Tempo, durch das Feuer gekommen war.

Ein großartig-großes Schrapnell jagte an den Augen vorüber. Man
hörte das Jähren der schweren Granaten. Hörte, wie sie drüben in
ein Haus einschlugen, und wie sie dann, nach kurzen, tödlich ge-
spannten Sekunden, unter dröhnendem Krachen explodierten. Die
Krausfüßen stiegen bald darauf in die Höhe. Die Flammen züngelten
auf, kämpften kurze Zeit mit dem Rauch und loderten dann heftig
in den grauen Himmel, der bedeckt über all dem Kampf lag. Hinter
uns antworteten die deutschen Geschütze aus ihren Stellungen. Krach
und quer über unsere Köpfe hinweg schlugen und heulten die Granaten
durch die Luft. Ein eigenartiges Heulen! Dem Feinden eines Hundes

Der Zeitgeist

Beiblatt zum „Berliner Tageblatt“

Bruck und Verlags:
Rudolf Platz, Berlin

Verantwortlicher Redakteur:
Fritz Engel, Berlin-Schöneberg

Die Mütter und der Dichter.

Von Hermann Behr. (Nachdruck verboten.)

Die Mütter.

Mit haben Mann und Sohn gegeben,
der Vater zog, der Bruder fort.
Das Heimatland bedarf ihr Leben,
daß es in Schande nicht verdorrt.
Doch, da sie alle nun gegangen,
Als Krieger, aufrecht, Glied an Glied,
erfaßt uns Arme doch ein Bangen.
Dram, Dichter, singe, sing' ein Lied.
Gut, daß es hell ist, daß das Glühn
des lieben Lichts noch lange scheint.
Der Tag rührt sich in rüft'gem Mähnen
und keine weiß, daß sie gewinnt.
Allein, wenn, wolkengrau verhangen,
Der Mond durchs Dunkel auf uns sieht,
erfaßt uns wieder schweres Bangen.
Dram, Dichter, singe, sing' ein Lied.
Ja, ja — wenn wir's auch nicht verstehen,
da unser Herz nur Liebe kennt —
Deutschland muß durch das Scharmesweben
des Kriegs, der rundum lodern brennt,
es muß verhaun den Knäuel der Schlangen,
die geil umklammern sein Gebiet,
trotz allem Gram, allem Bangen . . .
O, Dichter, singe, sing' ein Lied.
Doch, Gott, wie kannst du das zulassen,
daß Menschen werden wie das Tier,
sich gegenseitig, mild vor Hasen,
verfeinden, blind in Wut und Eier,
indes die Sterne weiter prangen
und Baum und Blume nichts geschickt?
faßt bricht das Herz uns vor Bangen.
Ach, singe, Dichter, sing' ein Lied.
Dann hegt der Nachtschlaf uns erschrocken
durch blauer Träume wüsten Schraum.
Der Morgen schmeckt schon aldtrocken,
der Tag lebt hin und weiß sich kaum.
Selbst das Gebet will nicht verlangen,
ob man auch noch so lange frist.
O, wach doch einmal unser Bangen!
O, jängst du, Dichter, doch ein Lied!

In dieser Not, wenn Sterbeläuten
vom Turme klingt für irgend wen,
hört jede drin ein Schicksalsdeuten,
und was sie fürchtet, scheint geschehen.
Vielleicht auf ewig fortgegangen
ist eben, der vor kurzen schied . . .
und atmen kann man kaum vor Bangen . . .
So sing' doch, Dichter, sing' ein Lied!

Der Dichter.

Ihr rief mich, Mütter, und ich hab schon lange
auf eurer Seelen wehen laut gelauscht.
Nun steht ihr vor mir mit erbläuter Wangen
und einer Brust, die unterm Schicksalswange
der Trauer Herr wird, daß sie fürcht' eintauscht.
So hört mir zu und laßt der Weisheit Segen
mich in die Wunde eures Lebens legen!

Sagt, mölltet ihr nicht lieber sterben,
statt toten Herzens weiter da zu sein?
Geliebte, schwerer noch ist das Verderben,
schlägt man das Vaterland in Schutz und Scherben.
Denn dann jagt man euch tausendfältig ein,
weil ihr bei wachem Herzen wehrlos schauen
an allem Toren mißt des Todes Grauen.

Das wünscht ihr nicht. Ich weiß es wohl, ihr Guten,
euch peinigt nur deswegen tiefer Gram,
weil ein Betreuer kommt in Schmerz verbluten,
dem ihr das Beste gönnt, ein Glück in Kluten,
weil es noch selten über Männer kam.
Dann jubelt, wenn er freudig fällt; denn sterben
fürs Vaterland heißt Ruhm und Himmel erben.

Dann seht ihr alle auch nach Heiden, alle
und mühtet gern nur, ob es möglich ist,
dem Schmerzgehehn in der Eisenkralle
des Schlachtenmunters, bei dem Lieberfalle
des Todes heusuchen, daß er frei,
umflücht' durchs Granatgeschloß schreie
und Kühheit ihm kein frühes Graß bereite.

Dazu ward auch, ihr Mütter, Macht gegeben
in euer vielerprobtes, tiefes Herz.
Verbannt aus ihm des Bangens furchtvolles Beben,
laßt das Vertrauen göttlich darin leben,
reißt alle Kräfte, die euch wurden, leutenwärts,
dann baut ihr unsichtbare Mauermauern
um eure Männer in den Schlachtenstauern;

dann räthst gedoppelt jeden Siegerwillen,
zweifach gewappnet geht er ins Gefecht;
aus euren Adern wird sein Herz sich füllen,
aus eurer Seele wird ihm Starkeut auflisten,
wie ihr vertraut, so traut er seinem Recht,
und jedem mütterleeren Haus entspringen
damit Gewalten, die nicht zu bezwingen.

Und Gott? — Kennt ihr den Namen, schaut aufs Kreuzen
der Silberkronenträume hoch im Blau,
gedenkt der Worte des gedankten Weisen,
daß jeder Schlag, daß jeder Hieb mit Eisen
als freudig gilt am Weltallsgeißelbau
und bitter, daß durch dieses Niesenkreuzen
für immer wir die Menschenschlacht besiegen.

Incipit Zarathustra.

Zur 70. Wiederkehr des Geburtstages Nietzsche's (15. Oktober).

Von Henriette Gerling. (Nachdruck verboten.)

Der Kiese mit dem Doppelantitz des Sängers und
Lustmüßlers, den das Geschick im Leben verfolgt hat
mit heulendem Haß und freudigem Hohn; der ja
lager und Zänger, den es erbarungslos nachfürt an
des Harrensteils des Hochpogelums; der Grobes Wollende, den es
zeitlebens marterte mit lächerlichen und würdelosen Fehlschlägen,
mit Verleugerungen und Wohnungsänderungen, mit Magen-
überlebens und Freundschaftsliquidationen; der Grobes Schredende,
den überlebens Speisbruten lauten ließ, vom Himmel selbster
Schöpfermönne, durch die Welt roheten Altirerantenmerbens
bis in die Höle des hinteren Totenpogelquens; der freie
Geist, sonderföchen, den es schließlich mit wüsten Keulen-
schlag zu Boden streckte; der Zimten mit geistlichem Geistes-
bild, den es rettungslos dem Philistertum in die Hände
spielte:

Dieser Gigant mit dem Doppelantitz des Sängers und
Streiters hat endlich, endlich einmal im Tode geholt, was
ihm das Leben hierföchtig vorhalten hat: ein unbedreit-
bares Glück, ein nacktes, nicht mit eigenem Verdienst ver-
fettes Glück, wie es der Zufall mit Vorliebe dem Tölpel
auf der StraÙe vor die Nase zu streuen pflegt. Dreißig Jahre
nach dem Erscheinen des „Zarathustra“ bricht in Europa ein
Weltkrieg aus. Keunzeit hat sich nach dem Erscheinen des
„Willens zur Macht“ nicht Deutschland vor dem Notwendigkeit,
einer Welt voll Feinden seine Macht zu zeigen.

Das Geschick hat sich vielleicht die Folgen seines Tuns
nicht überlegt. In seiner Leidenschaft, zu handeln, läßt es
sich mitunter foppen wie ein Erdbier. Man soll dem
Schicksal nicht merken lassen, was man will; fünf Minuten
später ist es dann von selber so gutwillig, ein Anerkennen
zu machen.

Es ist, wie es sei. Wir wollen es fortgesetzt auf den guten
Streich, den es dem Unliverter aller Welt gepiekt hat: als

*) Aus Nietzsche's Briefwechsel. Nietzsche an Dr. Karl Fuchs, 1875.

Die eroberte Stadt.

Feldpostbrief von Friedrich Franz v. Conring.
Oberleutnant der Landwirthschadteil. (Nachdruck verboten.)

Mir das ganze Grauen eines Krieges lernen will, der
geht nicht in die Schlacht, sondern nicht dem Schützen der
Bermundenen und dem Radein der Sterbenden, der schreite
in der Nacht einwärts durch eine gefüllte Stadt, die eines hinter-
sichtigen Lieberfalles wegen vernichtet wurde.

Das Schlachtfeld hat keine milde, von Generationen und aber
Generationen besungene Poesie. Es ist das Zerbren aus über-
schwellender Kraft, es ist das launigende Singen an eine große Über-
es ist die letzte und große Erfüllung eines inbrünstigen Gelübnisses
ewiger Liebe an das Vaterland.

Aber eine gefüllte Stadt, deren Einwohner die feindlichen
Truppen freundlich empfangen, um dann die durch Menschengüte
Genossen Genossen abzuföchten, die hat nichts mehr von der Glorie
und des Krieges, wie ein flatternder Helm und ein widerstandes
schredendes Haß ihm verpörrt. Das ist ein hingestredtes Schicksal,
das aus tausend Wunden blüht, und das noch im Tode mit seinem
Namen vergiebt.

Es war so tiefe Nacht, als es sein konnte, da ich in . . . an-
fang, um meinen Truppenteil aufzusuchen, dem ich infolge eines
Sturzes für eine Weile ferngeblieben war.

Ich hatte nichts, als eine kleine Laterne, deren Schein auf geringen
in Umhang erleuchtet, aber eigentlich die Wühlerde der Nacht in
Heimdesland gerade dadurch, daß er ein kleines Stübchen, doppelt
und dreifach empfinden läßt.

Der Himmel war voller Sterne, aber sie brannten und leuchteten
nicht. Es war, als sei alles Licht abgewandert, um in einer besseren
Welt zu träumen und zu tuneln und mit feiner Goldschleife vor
reingem Kronen zu rauschen.

Ich gehe den Weg von den Schienen, auf denen der Zug gehalten,
den der Bahnhof ist von Erdboden verschwunden, leitend zu der
Stadt hinaus. Ich sehe nichts und höre nichts. Selbst das Murren
der Nacht scheint erloschen und höre nichts. Selbst das Murren
leuchtete nach rechts und links, ich sehe dunkle Erhöhungen, hin-
gestredten Leibern ähnlich, aber ich vermag trotz meiner Lampe
nichts zu erkennen. Ich greife zum Revolver und bleibe stehen.
Nemlos launig steht erl' erkenne ich es. Es sind regellose Erd-
hauhen und Hübschdel.

Ich schreite weiter. Kennst die Stadt noch nicht?
Wichtig ist es auf. Freudig durchstuf es mich. Nicht! Es gibt
hier doch Vieles, wenn es auch nicht am Himmel leuchtet und nicht um

mich ist. Es gibt in dieser Stadt der Gelpenfer erleuchtet Häuser und
eine wohnende Wärme durchstrahlt mich. Bald werde ich dort sein,
denn das Licht scheint ja nicht mehr fern, bald unter Menschen, die
sprechen und freundlich lächeln. Zwei Kisten. Ein Katten. Ein
Knecht. Wie lächerlich, daß ich das nicht gleich gesehen! — Viel-
leicht? Eine neue Hoffnung steigt in mir auf, noch rechtzeitig, als dem
Grafen zu entziehen, das mich auf einer Wandlung erwarren
würde.

Das Automobil kommt näher.
Ich bleibe stehen und rufe. Niemand hört mich. Ich rufe wieder.
Das Automobil fährt lautlos auf mich zu, seine Lichter blendend
mich, so daß ich die Hand schützend vor die Augen legen muß. Im
nächsten Augenblick ist es vorüber und ich sehe wieder einmum auf der
StraÙe an der Börse einer feindlichen und geschlossenen Stadt. —

Halt! Wer da?

Es tönt laut und hart, wie der Ruf feindlichen Todes.
Ich bleibe stehen, weil ich nicht weiter konnte. Dieser Ruf kommt
alle Wunden, und nur die Junge ist noch bereit genug, Rede und Ant-
wort zu geben.

Das Phantom in Grau mit dem langen Stab im Arm, der eisen-
beschlagen ist, winkt kurz und dorch mit dem Kopf, der so selten
nach oben ausläuft.

Ich gehe weiter.

Und nun ist es, als träte ich in einen Festsaal, den Gerippe be-
wölket, deren hagerer Name mich zu unruhigen lustigen und deren
grünliche Munde mit den fleischigen Jahren anstößige Geschichten er-
zählen.

Schöne noch der Mond und wehte seinen Zauber um diese nackten
Wauern, um diese hohen Fenster, um diese erbrochenen Türen. Das
wäre noch Poetik. Das wären noch Welen um einen Totenstühl.

Aber alles ist so hart und kalt und riecht noch nach einem Brand.
Ich höre Wippen, ich sehe eine Gestalt zwischen den Wauern ver-
schwinden leiter, denn ich hätte vorher gehört, daß lichtfüßiges Gefühel
zurückgekehrt sei und die Trümmer nach Schöhen durchstufte.

Ich höre nichts mehr und gehe weiter.

Haus an Haus ist gerührt. Haus an Haus. Nichts lebt mehr.
Nichts regt sich.

Ich sah die ganz StraÙe hinaus, soweit es das kalte Dunkel erlaubt,
und meine Augen haben sich an die Nacht gewöhnt. Nichts, als ge-
härtete Säulen und grünliche Fenster und über allem die sahnen Sterne,
die auch von Granaten getroffen zu sein schienen.

„Oh ohne Scham und Würde“ hat Edermann in einem Gedicht
an Willenbruch das Voz'hen unserer Feinde trefflich genannt. „Oh
ohne Scham und Würde“ war auch dieser Bericht, wie es der von
Küttich und der von Köwen erweisen.

Wie groß muß ein Haß sein, wie groß der Fanatismus und die
Verblendung, wenn eine Einwohnerheit das wagt, was sie in jenen
Lädern begogt.

Ein Siegen kann sie nicht denken. Ein Siegen niemals. Nur an
Verichtigung, erlaubt mit dem eigenen Verderben. Mit dem Verderben
des Volkes und all denen, was die Seele einer Gemeinschaft ausmacht,
der Wohlthaten von Generationen mit all den trauten Erinnern und
dem heiligen Verstandnis verforbener Generationen. Mit all dem
Gefühl auf ein besseres Morgen und den tausend Wunden für die
schwanglosen Kinder, die all das Schredliche noch nicht begreifen
können. . . .

Ich wachte nicht, daß die eroberte Stadt so groß war! Enden denn
diese Gerippe niemals?

Halt! Wer da?

Ich überlegte eine Brücke.
Wieder dachte ich an den Gran mit dem langen eisenbeschlagenen
Stab und dem spitig zulaufenden Kopf. Wieder die gleiche barische Be-
wegung. Ich schreite weiter.

Immer noch Höhlen auf Höhlen, und darüber ein brütendes, dres
Schweigen, das das Murren verlornt.

Ende dieses tote Leben nie? Gibt es keine Erlösung aus diesem ver-
dorren Stein.

Jetzt endlich ist die Nacht aufgehen.

Halt! Wer da?

Wieder dieses graue Phantom.
Es ist noch weit bis zum Gouvernement? Ist die Hauptstraße
noch lang?

Der Posten muß meine Besonnenheit durchgehört haben, denn er
schäpelt; er hat trauw kleine Augen und einen großen Schanzbart;
für um die Seite ist der Tempel, und dann find Sie gleich an der
Kommendantur. Ich atme auf und sehe bald darauf, daß er mich
richtig berichtigt.

Eine byzantinische Kirche, die unversehrt geblieben und darum trotz
ihrer eigenartigen Form gleichgültig, hat banal wirkt. — Die Wühlerde
hat nichts nachzuschaffen —, und nicht dahinter das Gouvernement.
Ob dieselben, die jetzt tot im Wallengrabe liegen, noch einmal schreien
würden, wenn sie in gleicher Lage wären?

Und wer hat geschöphen?

Die einen sagen, türkische Werber aus den unterirdischen Gängen
einer Kirche, und die anderen legen . . . Doch das muß erst allen-
mäßig feststehen ehe ich es hier niederschreiben wage. . . . Ist es
aber wahr, und die letztere Version hat viel mehr Wahrscheinlichkeit
für sich, so kann man vom Kriege sagen, was unsere Reichsheinlichkeit
von der Armee gefest haben und was sich in diesem Kriege nach allen
Richtungen hin befestigt hat:

„Die Armut schöpft seltsame Betgenossen.“

